

Inhalt

Vorbemerkung.....	7
Einleitung.....	13
1. KAPITEL: Distanz zum Ich	
Lidija Ginzburg.....	39
Leben wird »Form, Werk, Ding« 43 »Analytische Modelle einer katastrophischen Gefühlserfahrung« 57 Entindividualisiertes Erzählen: Aufzeichnungen eines Blockademenschen 67	
2. KAPITEL: Narrative Gesten der Nähe	
Evgenija Ginzburg.....	85
Vom Bleistift zur Schreibmaschine: Evgenija Ginzburgs Schreibszenen 88 Das erzählende Ich: Rekonstruktion einer »einfachen Kommunistin« 94 Unfreiwillige Zeugenschaft: Beobachten und Bezeugen 103 »Klassik beruhigt« – Literatur als Verständigungskode 114 Distanzierendes und einverleibendes Sprechen 125	
3. KAPITEL: Sprachbewahrung als Instrument autobiographischer Selbstbehauptung	
Oleg Volkov.....	137
Biographiebruch als Kulturbruch 141 Sprache als Erinnerungsort 161 Versinken in Finsternis als polemische Streitschrift 171	
4. KAPITEL: Rechenschaft gelebten Lebens in Wort und Bild	
Evfrosinija Kersnovskaja.....	179
Autobiographische Momente in Bildern und Worten 184 »Verblichene Familienfotos« 194 Das Recht auf »akademische Freiheit« 207	

5. KAPITEL: Das Ich als eine Stimme im Chor	
Abram Terc/Andrej Sinjavskij.....	223
Andrej Sinjavskij und Abram Terc 226	
Exkurs: Lagerbriefe aus dem GULAG 232	
Die Brief-Stimme des Andrej Sinjavskij und die Stimme im Chor des Abram Terc 237	
Epilog	261
Literatur	277
Verzeichnis der Abbildungen.....	288

Vorbemerkung

Jetzt werde ich erzählen, wie ich geboren wurde, wie ich heranwuchs und wie sich bei mir die ersten Anzeichen eines Genies zeigten.¹ Mit diesem Satz beginnt Daniil Charms (1905–1942), einer der bekannten Autoren der russischen absurden Literatur, einen kurzen, erst postum veröffentlichten Text, der auch unter der Überschrift »Autobiographie« (»Avtobiografija«) erschienen ist. Der Satz impliziert die Ankündigung einer Selbstlebensbeschreibung, die dem klassischen autobiographischen Selbstverwirklichungsnarrativ entspricht, dieses aber mit dem Hinweis auf die aufzuspürenden frühen Anzeichen der eigenen Genialität zugleich ironisch bricht. Was auf diesen ersten Satz folgt, beschränkt sich dann auch auf einen knappen Bericht über die Mühsal, der sich seine Eltern durch den Versuch ausgesetzt sahen, das vom Vater noch vor dem Zeugungsakt geplante Geburtsdatum des Sohnes einzuhalten.

Das geschilderte Szenario läßt sich an Absurdität kaum überbieten: Die Eltern, so wird berichtet, hatten 1902 geheiratet. Der Vater, von der fixen Idee besessen, sein Sohn solle das Licht der Welt an einem Neujahrstag erblicken, habe berechnet, daß der Zeugungsakt dementsprechend an einem 1. April vollzogen werden müßte. So habe er sich erstmals am 1. April 1903 der Mutter genähert, habe sie aber zunächst in den April geschickt, worauf diese sein Ansinnen beleidigt zurückgewiesen habe. Das gleiche Prozedere habe sich auch im darauffolgenden Jahr wiederholt. Erst 1905 sei es dem Vater schließlich gelungen, die Mutter zu überreden und den Sohn zu zeugen. Dennoch seien die Berechnungen nicht aufgegangen, da er vier Monate zu früh geboren wurde. Der Vater sei daraufhin sehr wütend geworden und habe die Hebamme gezwungen, das Kind in den Mutterleib zurückzuschieben. Dies sei zwar geschehen, aber man habe ihn nicht an der richtigen Stelle

¹ »Теперь я расскажу, как я родился, как я рос и как обнаружили во мне первые признаки гения.« Daniil Charms: *Polnoe sobranie sočineni*, t. 2: *Proza i scenki. Dramatičeskie proizvedenija* (Vollständige Werkausgabe, Bd. 2: Prosa und Szenen. Dramatische Werke), Sankt-Peterburg 1997, S. 82; vgl. auch: ders.: »Avtobiografija« (Autobiographie), in: ders.: *Gorlo bredit britvoju* (Die Gurgel sehnt sich nach der Klinge), Riga 1991, S. 51–53. (Hier, wie überall, soweit nicht anders vermerkt, Übers. F. Th.-H.) Vgl. auch die Übersetzung von Ilse Tschörtner, in: Charms: *Zwischenfälle*, Berlin 1991, S. 5–8.

hineingestopft. Zudem habe die Wöchnerin geschrien und nach ihrem geborenen Kind verlangt. Man habe ihr zu erklären versucht, das Kind sei wohl irgendwo hineingekrochen. Schließlich habe man jedoch einen erfahrenen Arzt gerufen, der die Sachlage erkannt und der Wöchnerin eine gute Portion Abführmittel verabreicht habe. Daraufhin sei der Sohn zum zweiten Mal geboren worden. Der Vater habe indes erneut wütend geschrien, das Kind sei »ja noch kein Mensch«, sondern eher ein Embryo, und man müsse ihn entweder erneut hineinstopfen oder in einen Inkubator setzen. »Und so setzten sie mich in einen Inkubator.« Unter diesem lakonischen Schlußsatz der Erzählung steht als Datum der Niederschrift der 25. September 1935.

In zahlreichen Charms-Editionen folgt auf die Erzählung ein äußerst kurzer Text, ebenfalls aus dem Jahr 1935, mit dem Titel »Inkubatornyj period« (Die Inkubatorperiode), der sich wie eine unmittelbare Fortsetzung liest:

Im Inkubator habe ich vier Monate gesessen. Ich weiß nur noch, daß der Inkubator aus Glas war, durchsichtig und mit einem Thermometer. Ich saß im Innern des Inkubators auf Watte. An mehr erinnere ich mich nicht.

Nach vier Monaten holte man mich aus dem Inkubator. Dies geschah just am 1. Januar 1906. Auf diese Weise bin ich gleichsam zum dritten Male geboren worden. Der 1. Januar galt somit als mein Geburtstag.²

Was Charms hier erzählt, scheint auf den ersten Blick die Geschichte der Erfüllung einer von außen (vom Vater) auferlegten Verpflichtung zur rechtzeitigen Geburt des eigenen Kindes zu sein. Der Plan des Vaters sieht vor, daß der Ich-Erzähler am ersten Tag eines neuen Jahres auf die Welt kommt, und dies wird, allen Widrigkeiten zum Trotz, eingehalten. Liest man die Erzählung aber vor dem Hintergrund des sowjetischen Alltags in den 30er Jahren, so erschließt sich eine Vielzahl konkreter kultureller Anspielungen, die das eigentliche Wirkungspotential dieses Textes hervortreten lassen.

Das Datum der Niederschrift, der September des Jahres 1935, verweist auf eine Stalinzeit, da sich die Menschen in der Sowjetunion einer fortwährenden Befragung über den eigenen Lebensweg ausgesetzt sahen, die längst einen offenkundig repressiven Charakter angenommen hatte. Die Erfahrungen hatten die Menschen gelehrt, daß

² »В инкубаторе я просидел четыре месяца. Помню только, что инкубатор был стеклянный, прозрачный и с градусником. Я сидел внутри инкубатора на вате. Больше я ничего не помню. / Через четыре месяца меня вынули из инкубатора. Это сделали как раз 1-го января 1906 года. Таким образом, я как бы родился в третий раз. Днем моего рождения стали считать именно 1 января.« Charms, »Avtobiografija« (Anm. 1), S. 84.

eine Nichtübereinstimmung ihrer Selbstaussagen mit den ideologisch und machtpolitisch definierten Vorgaben für den einzelnen unmittelbar lebensbedrohende Folgen haben konnte. Charms desavouiert diesen Zwang zur permanenten Neuinszenierung der eigenen Biographie, indem er dessen Absurdität herausstellt und radikalisiert. Dabei klammert er die Suche nach »falschen«, d.h. sozial oder politisch gefährlichen, biographischen Momenten aus und konzentriert sich auf scheinbar so nebensächliche Äußerlichkeiten wie das Zeugungs- bzw. Geburtsdatum des Ich-Erzählers.

In einer totalitären Gesellschaft aber, die das symbolische Kapital ihrer Kultur unter ideologischem Gesichtspunkt strikt durchorganisiert, sind gerade Datumsfragen äußerst brisant. Charms persifliert hier offenkundig die zahllosen, fast neuroseartigen Kampagnen für eine Erfüllung bzw. Übererfüllung des Planes zu einem bestimmten, meist politisch bedeutsamen Datum. Doch damit nicht genug: Die entscheidenden Eckdaten für die Geburt des ›autobiographischen Helden‹ – der 1. April als Zeugungstag und der Neujahrstag als geplanter Geburtstag – signalisieren die Absurdität erzwungener Neuinszenierungen von Biographien, bei denen die natürliche Offenheit und Spontaneität des Lebens außer Kraft gesetzt wird. Der neue Mensch, der hier geboren werden soll, erweist sich bei Charms als Produkt eines Aprilscherzes, dessen Geburt am ersten Tag eines neuen Kalenderjahres aber zugleich den Beginn einer neuen Welt markieren soll. Der ›autobiographische Held‹ rückt damit in die Nähe des ersehnten ›neuen Menschen‹, des *homo sovieticus*. Seine Geburt allerdings erfolgt zu früh, es ist eine Art Sturzgeburt, der ›neue Mensch‹ ist noch unfertig und muß in den Inkubator. Der autobiographische Erzähler scheint unter dem Zwang zu stehen, selbst seine pränatale Phase vollständig offenzulegen: Nackt und auf Watte gebettet, sitzt der werdende Mensch in einem Glaskasten, so daß sein ›Heranreifen‹ von allen ständig beobachtet werden kann. Daß dieser Zwang zur Selbstentblößung in besonderem Maße gerade die vorrevolutionären Jahre betrifft, versteht sich von selbst – der ›autobiographische Held‹ der Erzählung wird nicht zufällig im Jahre 1906 geboren.³ Rechtzeitig zum geplanten Termin aber ist der ›neue Mensch‹ fertig und darf dann endgültig auf die Welt kommen.

³ Charms spielt hier zweifellos auch auf das eigene Geburtsdatum am 17. Dezember 1905 an. Nach der Kalenderreform von 1918, die den in Rußland bis dahin verwendeten Gregorianischen Kalender durch den in Europa gültigen Julianischen ersetzte, entspricht dies dem 30. Dezember 1905. Innerhalb dieser metaphorischen Deutungsebene bleibt demnach der reale Autor Charms noch Teil der alten Welt, wurde er doch zwei Tage vor Anbruch des neuen Jahres geboren.

So bleibt von der selbstbewußt angekündigten Autobiographie am Ende nur eine Farce über die Mühsal aller an dem Versuch beteiligten Personen, das Planziel einer rechtzeitigen und normgerechten Geburt des ›autobiographischen Helden‹ zu erfüllen. Nimmt man Charms beim Wort, so ist unter den gegebenen soziokulturellen Umständen die traditionelle Narration der eigenen Lebensgeschichte unmöglich geworden. Signalisiert doch das dargestellte Prozedere, daß der Versuch des einzelnen, sein Leben zu erzählen, auf einen Bericht über die Erfüllung eines vorgeprägten Planes hinausläuft und daß damit letztendlich nicht bloß jegliche diskursiven Formen von Selbstthematisierung, sondern alle Bereiche des Lebensalltags (bei Charms sogar einschließlich der pränatalen Phase!) strengen äußeren Zwängen unterworfen sind.

Die Suche nach einer Antwort auf die Frage nach einem Sinnzusammenhang des eigenen Lebensweges gehört aber zu den existentiellen Grundbedürfnissen des Menschen, die sich auch durch Repressionen nicht unterdrücken lassen. Auch in den katastrophischen Phasen russischer Geschichte im 20. Jahrhundert wurden unterschiedliche Formen verschrifteter Ich-Konstruktion zwischen Entbergen und Verbergen des Selbst praktiziert (Tagebücher, Briefe, Autobiographien, Memoiren). Demgemäß sind die nachfolgenden Studien zu autobiographischen Schreibpraktiken innerhalb des Raumes der Sowjetzivilisation von einem primär kulturhistorischen Erkenntnisinteresse geleitet, das aber eine genuin literaturwissenschaftliche Untersuchungsperspektive einschließt.

Die Monographie entstand im Rahmen des von der DFG am Berliner Zentrum für Literatur- und Kulturforschung geförderten Forschungsprojektes »Russische Erinnerungsliteratur und die Zivilisationsbrüche des 20. Jahrhunderts«. Für die produktive Zusammenarbeit bei der Konzipierung des Bandes möchte ich mich bei Wolfgang Kissel (Bremen), dem Leiter des Projekts, sehr herzlich bedanken. Mein besonderer Dank gilt auch Sylvia Sasse (Berlin) für die intensiven und streitbaren Gespräche über zentrale Fragestellungen der Arbeit. Wertvolle Hinweise verdanke ich Schamma Schahadat (Tübingen), Martin Treml (Berlin) und Sandro Zanetti (Basel), die zu den ersten Lesern einzelner Kapitel gehörten.

Bedanken möchte ich mich bei Marija Volkova (Moskau), der Witwe Oleg Volkovs, und Marija Rozanova (Paris), der Witwe Andrej Sinjavskijs, deren Auskünfte und Quellenweise wichtige Bausteine für die entsprechenden Studien lieferten. Ebenso gilt mein Dank Igor' Čapkovskij (Moskau), der das Erbe von Evrosinija Kersnovskaja bewahrt, und Galina Atmaškina, der Moskauer Herausgeberin ihres autobiographischen Projekts, für die Unterstützung sowie für die Erlaubnis, einige

Zeichnungen Evfrosinija Kersnovskajas abzdrukken. Nicht unerwähnt gelassen sei die tatkräftige Hilfe durch Mitarbeiter der Moskauer Filiale der Menschenrechtsorganisation »Memorial«, von denen stellvertretend Irina Šerbakova genannt sei.

Bertolt Fessen sei für die sorgfältige redaktionelle und technische Einrichtung des Buchmanuskripts gedankt.

Die Drucklegung wurde ermöglicht durch Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die das Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin dankenswerterweise zur Verfügung stellte.

Einleitung

»Autobiographie, Selbstportrait ... Mir schien, das hat keine Beziehung zum normalen Durchschnittsbürger. Ein Selbstportrait – das ist, wenn ein Künstler sich selbst malt, eine Autobiographie schreibt ein Schriftsteller, ein Dichter über sich selbst ... Aber daß alle, buchstäblich alle *Autobiographien* schreiben? Welch ein Unsinn! Womöglich auch noch Selbstporträts? Aber nein, das ist kein Unsinn. Und nicht einmal Neugier. Das ist ein Verfahren, um den Menschen zu zwingen, sich von seinem ›Ich‹ loszusagen und eine standardisierte Maske aufzusetzen, eine möglichst zuverlässige und unterwürfige, diese Maske ein Leben lang zu tragen und völlig zu vergessen, wer man in Wirklichkeit ist.«¹

In unmißverständlichen Worten charakterisiert Evfrosinija Kersnovskaja den in der Stalinzeit allgegenwärtigen Zwang zu biographischen Selbstaussagen als kulturelle Praktik, die den Menschen in ein entindividualisiertes Wesen verwandelt, das hinter einer lebenslang getragenen stereotypen Maske völlig sein eigenes Gesicht vergißt. Sie erinnert daran, wie Menschen aus Angst vor Repressionen oder aus purem Opportunismus ihre Lebensgeschichte umschrieben, um in das geforderte Biographiemuster eines Plebejers hineinzupassen. Rückblickend beschreibt sie das ritualisierte Sprechen über sich selbst als eine absurde, nur schwer erträgliche Operation, bei der auch die Autobiographie, seit der Moderne ein der privaten Gewissenserforschung und der Subjektfindung dienendes literarisches Genre, zu einem Instrument zur Disziplinierung des Menschen umfunktionalisiert wurde. Evfrosinija Kersnovskajas Beobachtung bezieht sich konkret auf die Zeit unmittelbar nach der Besetzung ihrer Heimat Bessarabien durch sowjetische Truppen

¹ »Автобиография, автопортрет ... Мне казалось, что к обычным, рядовым гражданам это отношения не имеет. Автопортрет – это когда художник сам себя рисует, автобиографию пишет о себе писатель, поэт ... Но чтобы все, буквально все писали автобиографии? Какая нелепость! Может, и автопортреты тоже? Но нет, это не нелепость. И даже не любопытство. Это способ человека заставить отречься от своего ›я‹ и надеть стандартную личину, как можно более благонадежную и верноподданическую, и эту личину носить всю жизнь, начисто забыв то, чем ты в действительности являешься.« Evfrosinija Kersnovskaja: *Skol'ko stoit čelovek* (Was ein Mensch wert ist), Bd. 1, Moskva 2000, S. 173 f.

im Sommer 1940. Zu diesem Zeitpunkt hatten ritualisierte Praktiken autobiographischer Selbstinzenierung in der Sowjetunion bereits eine eigene Tradition.

Der soziokulturelle Umbruch zur sowjetrussischen Gesellschaft im Gefolge der Revolution von 1917 hatte die Situation des Individuums radikal verändert. Von den ersten Tagen an schloß die neue Macht entsprechend bestimmten sozial und ideologisch determinierten Kriterien ganze Bevölkerungsschichten (vor allem die ehemaligen sozialen und politischen Eliten) aus der eigenen Kultur aus, sprach ihnen das Recht auf Leben ab oder sperrte sie innerhalb des eigenen Machtbereiches in besonders geschaffene Räume ein, in denen sie diszipliniert und ökonomisch verwertet wurden. Terror, Gewalt, Exil, Lagerhaft oder Verbannung waren an der Tagesordnung. Vom einzelnen wurde die bedingungslose – freiwillige oder erzwungene – Einordnung in vorgegebene personale und soziale Verhaltensmuster gefordert. Vielfältige Lebens- und Erfahrungsbereiche eines Menschen, die für die Konstruktion unverwechselbarer literarischer Selbstentwürfe unentbehrlich sind (wie z.B. nichtproletarische Kindheitsmuster, Wertvorstellungen und kulturelle Traditionen der alten Eliten, religiöse Rituale und Bräuche) wurden tabuisiert und aus dem offiziell propagierten kulturellen Gedächtnis eliminiert.

Diese Vorgänge führten innerhalb der publizierten Literatur zu einem deutlichen Paradigmenwechsel von der Autobiographie zur ideologisch normierten Biographie. Das existentielle Grundbedürfnis des Menschen, in seinem Leben einen Sinnzusammenhang zu erkennen, war aber nicht zu unterbinden. Selbst angesichts drohender Repressionen wurden verschiedene Formen autobiographischer Kommunikation (wie Tagebuch, Autobiographie, Briefe u.ä.) weiterhin für Reflexionen über das eigene Leben genutzt. Allerdings entstanden während der Stalinzeit nur einzelne literarisch nuancierte Selbstbilder, deren kompositioneller Fokus die Fragilität menschlicher Lebensmöglichkeiten in den Katastrophen des 20. Jahrhunderts war. Das wirft die Frage auf, ob sich in einer von Repression und Gewalt geprägten Kultursituation überhaupt eine literarische Autobiographie schreiben ließ, die an die kunstvolle Prosa eines Osip Mandel'stam oder Boris Pasternak anknüpfte. Die meisten der innerhalb der Sowjetunion verfaßten und heute zum Kanon der russischen Erinnerungsliteratur gehörenden Texte entstanden erst nach Stalins Tod. Es waren Überlebende der Terror- und Gewaltexzesse, die bei ihrer literarischen Auseinandersetzung mit dem Erlebten das autobiographische Ich als Kristallisationspunkt kultureller und gesellschaftlicher Brüche entwarfen und zugleich die Folgen der offiziell gesetzten Grenzen des